

Predigt im Gottesdienst in der Cyriakuskirche am 5.8.18
10. Sonntag nach Trinitatis (Israelsonntag)
Pfarrer Wolfgang Schlecht

Heute ist also Israelsonntag. Dieser Sonntag im Kirchenjahr, der die besondere Beziehung von Juden und Christen in den Blick nimmt. Eigentlich sollte das jeden Sonntag der Fall sein. Denn wir beten ja jeden Sonntag mit den Psalmen, den alten Gebeten Israels. Wir hören als Schriftlesung oder als Bibelwort zur Predigt immer wieder aus dem Alten, oder, wie manche sagen, aus dem Ersten Testament. Also aus der Heiligen Schrift der Menschen jüdischen Glaubens. Und wir stellen uns am Ende eines jeden Gottesdienstes unter den Segen. Mit den Worten aus dem 4. Buch Mose, mit denen bereits vor Jahrtausenden Priester in Israel Gottes Volk segneten.

Der 10. Sonntag nach Trinitatis, der Israelsonntag, steht aber auch in einer schwierigen Tradition. Zum einen, weil hierzulande das Verhältnis von Juden und Deutschen immer noch geprägt ist von den Schrecken der Vergangenheit, die im Holocaust ihren grausigen

Höhepunkt fanden. Weil diese Ereignisse immer noch wie ein Schatten über den Begegnungen zwischen Juden und Deutschen liegen und auch ungeklärt ist und bleibt, wie damit umzugehen ist.

Zum anderen besteht auch immer noch die Gefahr der christlichen Überheblichkeit. In früheren Zeiten wurde am Israelsonntag vornehmlich der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahr 70 nach Christus erinnert. Mit dem Hinweis, dass dies geschehen sei, weil die Juden Jesus als den Messias abgelehnt und gekreuzigt hätten. Die Juden die Schuldigen, die Christen die Guten. Aber kann man so miteinander umgehen?

Schließlich bestand und besteht am Israelsonntag die Gefahr, in die Politik abzugleiten und den Politikern Ratschläge zu geben, wie die Konflikte im Nahen Osten und insbesondere in Israel gelöst werden können. Aber können wir denn aus der Ferne, können wir aus Deutschland die vielschichtigen und seit Jahrhunderten dauernden Konflikte angemessen beurteilen? Sind wir denn so sicher, wer in den gewalttätigen Auseinandersetzungen in Syrien, in Israel und in Palästina recht hat, welche Interessen zu fördern und welche abzulehnen sind?

Der Israelsonntag taugt nicht zur Erörterung der politischen Lage oder zu Schuldzuweisungen an einzelne Staaten oder Gruppierungen im Nahen Osten. Wobei es bei anderen Gelegenheiten, bei Diskussionen über Politik, durchaus legitim ist, Farbe zu bekennen und auch mal die Politik des Staates Israel zu kritisieren.

Wozu also der Israelsonntag? Der Israelsonntag dient dazu, sich Gedanken über das Verhältnis von Judentum und Christentum zu machen. Und auch dieses Thema ist schon schwierig genug.

Ja, wir müssen heute am Israelsonntag feststellen, dass so manche Dinge und Themen auf dieser Welt vielschichtiger sind als wir es uns vorstellen können, ja, vielschichtiger als wir es uns wünschen. Das macht das Leben insgesamt nicht einfacher, sondern schwieriger. Leichter macht das Leben- und so verfahren leider viele- leichter macht das Leben das Etikettenkleben.

Was meine ich damit? Nun, wenn ich auf einem Behälter mit Tiefgefrorenem ein Etikett angebracht habe, muss ich nicht erst rätseln, was darin eingefroren ist. Ich weiß Bescheid. Wenn es mir gefällt, freue ich mich und kann es

wieder herausnehmen. Wenn ich es nicht mag, lasse ich es liegen.

Und weil ein Etikettenkleben das Leben leichter macht, gehen viele Menschen daran, auch auf andere Menschen Etiketten zu kleben. Das scheint ja auch sehr praktisch zu sein. Da bekommt ein anderer ein Etikett ab. Und damit ist entweder klar, dass ich etwas mit ihm anfangen kann. Oder damit ist besiegelt, dass der andere sowieso hoffnungslos auf der falschen Seite steht.

So wurden und werden reichlich Etiketten verteilt. Da schreibt einer auf ein Etikett „Moslem“ und schreibt gleich noch dazu „Fundamentalist“. Und fertig ist es. Ein hoffnungsloser Fall. Früher und leider zunehmend heute wieder werden auch Etiketten auf Menschen jüdischer Herkunft und jüdischen Glaubens verteilt. Und viele jüdische Mitbürger versuchen, sich davor zu schützen, indem sie sich in der Öffentlichkeit gar nicht mehr als Juden zu erkennen geben. Soweit ist es leider in Deutschland schon gekommen. Und dagegen gilt es auf alle Fälle die Stimme zu erheben.

Schließlich ist auch in den Kirchen das Etikettieren in Mode. Da wird eine, die sich schwertut mit den Veränderungen in der Kirche, schnell als „Pietistin“ abgestempelt. Und wer

sich für eine Modernisierung der Kirche einsetzt, bekommt als Etikett „Zeitgeistanhänger“ auf die Stirn geklebt.

Als besonders fleißig tun sich häufig beim Etikettenkleben diejenigen hervor, die eine Gruppierung verlassen und sich einer anderen angeschlossen haben. Wer zum Beispiel eine Glaubensgemeinschaft hinter sich gelassen und sich einer anderen angeschlossen hat, der hat oftmals für die erste nur noch Verachtung übrig.

In unserem heutigen Predigttext meldet sich einer von diesen zu Wort- nämlich Paulus. Als ein strenggläubiger Jude hatte er die christliche Gemeinde verfolgt und den Christusgläubigen ein Etikett aufgeklebt: „Ungläubige, Gotteslästerer“. Wenn solch ein Etikett erst einmal vergeben ist, muss man sich mit diesen Menschen und ihren Meinungen auch nicht mehr intensiver beschäftigen. Und so konnte Paulus sich aktiv an der Verfolgung der Christen beteiligen.

Dann aber kam es zur Neuausrichtung seines Lebens. Durch Jesus Christus selbst, der Paulus erschienen ist und seinem Leben eine völlig neue Richtung, eine völlig neue Blickrichtung gegeben hat. Paulus wurden die Augen

geöffnet, er hat Christus vertraut und sich in seinen Dienst gestellt.

Es würde naheliegen, wenn Paulus sich nun über seine jüdischen Schwestern und Brüder ereifern würde. Wenn er ihnen ein Etikett mitgeben würde: „Verblendete.

Hoffnungslose Fälle.“ Dann könnte er ja in Ruhe genießen, dass er jetzt auf der richtigen Seite steht.

In seinem Brief, den Paulus an die christliche Gemeinde in Rom schreibt, lässt sich allerdings etwas ganz anderes entdecken. Paulus verteilt keine Etiketten. Er schreibt in seinem Brief keine Menschen ab. Und er sucht und findet auch keine leichten Antworten wie diese: „Die einen sind gerettet, und die anderen sind verloren.“ Nein, wir entdecken in den Versen, die wir gleich aus dem Römerbrief hören, einen Christenmenschen, der liebt und betet, hofft und ringt. Paulus stempelt niemanden ab, sondern ringt um die Menschen, die ihm am Herzen liegen- in diesem Fall seine jüdischen Schwestern und Brüder. Wir hören, was Paulus in Kapitel 9 in den Versen 1-5 seines Römerbriefes schreibt (Übersetzung nach „Hoffnung für alle“).

Große, tiefe Trauer und unablässige Schmerzen in seinem Herzen quälen Paulus. Er leidet daran, dass seine Landsleute Jesus nicht als den von Gott gesandten Retter erkennen und anerkennen. Ja, er übt sogar höchste Solidarität, wenn er schreibt: „Ich will selbst verflucht und von Christus getrennt sein, wenn dies dazu dienen sollte, dass alle meine Stammverwandten zu Christus kommen und an ihn glauben.“

Weil Paulus liebt, kann er keine Etiketten verteilen und schon gar niemanden einfach abschreiben. Was seine Haltung gegenüber seinen Landsleuten prägt, ist Schmerz und Trauer. Das Aushalten der Trauer darüber, dass andere noch nicht zu dem gefunden haben, was einem selbst im Leben und im Sterben das Heiligste und Wichtigste ist. Dazu kommt im Hinblick auf die Juden- und hoffentlich auch gegenüber anderen aber nun noch ein Zweites: Die Achtung dem anderen gegenüber.

Es gibt ja eine falsch verstandene christliche Arroganz, die andere, die nicht an Christus glauben, zu den Verlorenen und den Verdammten zählen. Paulus dagegen bringt seinem Volk Achtung entgegen, ja den Respekt eines Menschen, der die Juden unter dem besonderen Heilswillen Gottes weiß. Die Juden, zu dem Volk, zu dem Paulus ja

selbst gehört. Die Juden, in deren Traditionen, in deren Glauben Paulus ja selbst aufgewachsen ist. Sie, die Juden, hat Gott zu seinen Söhnen und Töchtern erwählt. Ihnen hat er am Sinai die Zehn Gebote gegeben. Im Tempel in Jerusalem wollte er wohnen. Er gab ihnen durch die Propheten seine Verheißungen. Aus dem Volk der Juden ist schließlich Jesus hervorgegangen. Jesus, ein Jude, der von dem Gott kam, zu dem Israel betet.

Paulus fragt sich: Warum tun die Juden seiner Zeit nicht den gleichen, konsequenten Schritt wie er? Warum glauben sie nicht an Christus, warum verstehen sie nicht, dass er der von Gott gesandte Messias, der Retter ist? Das ist für Paulus nicht nur eine offene Frage, es ist für ihn eine offene Wunde. Aber Paulus hat gelernt, mit dieser Wunde zu leben. So wie wir es lernen müssen, mit dieser Wunde zu leben. Und- wie Paulus- darauf zu vertrauen, dass Gott in seiner Weisheit dieses Geschehen doch überschaut und zu einem guten Ziel führt- zu seinem guten Ziel.

Auf Gott kommt es an. Auf sein Rettungshandeln und darauf, wie er die Menschen sieht. Und wie er die Menschen sieht, lässt sich am Weg seines Sohnes Jesus Christus ablesen. Der ist durch die Welt und bis ans Kreuz gegangen, damit Menschen gerettet werden.

Jesus Christus ist eben nicht nur der Herr unseres Lebens, nein, Jesus Christus bringt Gottes Liebe zu allen Menschen. Er ist da für Juden und für Menschen anderer Herkunft und anderen Glaubens. Für die, die wir Fundamentalisten nennen und für die, bei denen wir nur noch den Zeitgeist am Werk sehen. Seine Liebe gilt allen. Und wir vertrauen darauf und erhoffen von ihm, dass er auch das gutmachen wird, wofür wir keine Lösung finden.

Paulus selbst findet für die Frage nach Israels Weg und dessen Verhältnis zu Jesus Christus keine abschließende Antwort, die er auf ein kleines Etikett schreiben könnte.

Sondern es bleibt für ihn ein Ringen und Beten.

In dieses liebevolle Ringen und Beten für alle Menschen nimmt uns der Glaube an Jesus Christus mit hinein. Wer an ihn glaubt, gibt sich nicht mit einfachen Parolen und Antworten ab, die andere links oder rechts liegen lassen.

Wer glaubt und liebt, hat keine Hände mehr frei, um andere mit Etiketten zu versehen. Wir brauchen die Hände ja, um für andere zu beten und um anderen zu helfen und um so Gottes Liebe in die Welt zu tragen. Amen.